

MIT DEM NATIONALTHEATER IM REICH

VON LORENZ SZABÓ

Hinter uns im Güterwagen die Dekorationen. Die andere Hälfte der Truppe folgt morgen unter Leitung des Direktors. Doch sind wir auch so ein vollzähliger Mitropawagen, das technische Personal, der wirtschaftliche Leiter, der Dirigent, Schauspieler und anderes Bühnenvolk. Truppenführer ist der Szeniker H. Eine heitere blonde Dänin ist seine Gattin. „Herr Gott!“ — entsetzt sich G. scherzend, — „was wirds morgen auf dem anderen Zug geben! — Warum, was soll denn los sein? — Na hörst du, wo so viel Schauspielervolk auf einem Haufen ist!“

Wien bleibt hinter uns. Beim Wiener Wald ergreift uns schon die Reisestimmung der Vorkriegszeit. Weltwandern gehört heute zu den Wundern. Dass es auch gefährlich sei? Aber woher! Der Anblick, der sich uns bietet, raubt uns die Illusionen nicht. Bekannte Gegenden, prächtige Berglandschaft, der Taumel der Geschwindigkeit, alles ist beim Alten geblieben. Fast glaubt man, unsere Welt sei in den Mond entrückt. Doch siehe, sie ist hier, ganz nahe! Morgen um acht sind wir abgefahren, nachmittag genossen wir bereits ein romantisches Viertelstündchen in der Wachau. Der D-Zug nach Köln mochte auch in Friedenszeiten nicht schneller gewesen sein. Schneebedeckte Berggipfel weit im Süden. Oder sind's Wolken? Die Salzburger Alpen, — versichert T. Gleich tauchen Erinnerungen von dort auf. Komisches Gefühl: wir sehen den Krieg nicht und können doch nicht an den Frieden glauben.

Während wir bei Passau über die grosse Donaubrücke rattern, leuchtet für einen Augenblick die Dreiflussmündung empor, und einem langen, schmalen Schiff gleich taucht die stromumspülte Altstadt mit ihren Turm- masten vor uns auf. Das lichte Grün der Laubbäume sprengt ringsum das Dunkel der Nadelwälder. Stationen. Überall Soldaten, Lautsprecher, die das Publikum unterweisen. Dann beginnt es zu dämmern und der blütenweisse Lenz verschwindet im Abenddunkel. Vor Regensburg noch Rudel von Rehen. „Surrend leichter Rehe Rudel — Durch die Waldeslichtung rennen“ — zitiert jemand. Vielleicht F., der Musiker. Doch lassen die Nachtmahlssorgen Georges Gedicht vergessen. Koffer werden geöffnet, Papier knistert und Kostbarkeiten für Feinschmecker kommen zum Vorschein. H.-s können augenscheinlich nicht vom Bier lassen, zwischen den Abteilen entwickelt sich blitzschnell eine freundschaftliche Lebensmittelbörse, Passauer Wurst tausche ich gegen Pester Salami ein. Dann Verdunkelung. Vor Nürnberg herrscht schon Stille im Schlafwagen, das ganze kleine, fahrende Ungarn schläft. Vier Uhr früh: Frankfurt a/M.

Ist der Friede wieder da, so wird die Reiselust einen ungeheuren Aufschwung nehmen.

* * *

Unterkunft: Hotel Carlton am Hauptbahnhof. Bequemlichkeit und Luxus noch aus der Zeit vor 1914, alles licht und luftig. Im Frieden waren die reichen Engländer, Wallfahrer des Rheintales, hier eingekehrt. Der Lärm der Grosstadt tönt Tag und Nacht zu meinem Zimmer im dritten Stockwerk herauf. Unwillkürlich übernehmen wir die Lebensart der Frankfurter, den ruhigen, tatkräftigen, fast heiteren Fatalismus. Während der Gastspiele gab es keinen Fliegerangriff, nicht einmal Allarm. De strigis...

In Frankfurt merkt man nichts vom Krieg. Viele Gärten, breite Strassen. Ich kenne die Fabeln. „Herr Gott, sie fahren ins Rheinland, nach Frankfurt? Dort ist ja kein Stein auf dem anderen geblieben!“ — zitiert N. das Jammern eines Bekannten. Geschwätz, Unsinn! In unserer freien Zeit durchstreifen wir wohl fünfunddreissig an der Zahl kreuz und quer die Stadt, ohne auch nur irgendwo... Das heisst, drei von uns entdeckten doch in der Beethoven-Strasse ein „beworfenes“ Haus. Die Trümmer waren schon längst weggeschafft, eine Holzplanke umschloss alles. Im ersten Augenblick wären wir fast alle hingeeilt. Doch kamen wir zur Einsicht, dass es viel lockender sei, das Goethe-Haus und die Altstadt zu besuchen.

* * *

Übrigens ist heute Empfang und nachher Mittagessen im Rathaus. Kraftwagen gibt es keine, das heisst, für Spazierfahrten nicht. Die Gesellschaft findet sich zu Fuss oder mit der Strassenbahn auf dem Marktplatz ein. Sz. schreitet eben neben mir, in grauem Kostüm, weich, ein wenig verträumt. Ich weiss wohl, was folgt. Vor fünfzehn Jahren war ich hier, auch gestern und vorgestern waren wir durch die Altstadt gewandert. „Jetzt aber Augen schliessen!“ — sage ich und führe sie bis zur Strassenecke. Vor uns eine Märchenwelt. „Jetzt öffnen sie die Augen!“ Eine stumme, alles vergessenmachende Bewunderung muss das Herz unserer blonden Primadonna ergriffen haben. Wie herrlich, einzigartig schön dieser Platz ist! Vorgestern war K. genau so erstaunt gewesen. Wie denn nicht! Dass dies alles entstehen konnte und dass es besteht! Nicht einmal eine Bretterwand schützt den alten Brunnen! Mit Dankbarkeit und tausendfach vertiefter Freude betrachten wir, — als wären wir die ersten Entdecker — diese mittelalterliche Traumwelt, die sich einander zubeugenden Dachgiebel, den Römer, die Stockwerke mit blumengeschmückten Erkern, das Limpurgerhaus, und weiter das „Zur wilden Frau“ und den Fünf-Finger-Platz... Im Dom glaubt Frau M., die Dänin Mephisto zu sehen, wie er auf Gretchen einredet... Gottesdienst... Dies irae. Nein, die Tage des Zorns konnten die Welt nicht in Schutt und Trümmer stürzen.

Um dreizehn also Mittagmahl im Römer. Die Stadt bewirtet uns. Die wievielte festliche Veranstaltung wohl? Wer könnte's sagen?

Tagsüber Proben im Schauspielhaus, offene und verhehlte Aufregung, Dekorationsproben, Beleuchtungsproben, Spielproben. Teile für den Rundfunk. Abends die Vorstellung. Die erste! Sehr wenig Ungarn dürften im Zuschauerraum sein. Trotzdem ist das Theater gedrängt voll. „Sind das alle Deutsche und kommen zu einer fremdsprachigen Vorstellung?“ — „Allerdings! Bei uns ist das Interesse für alles, was Theater ist, ausserordentlich, und das Publikum dankbar, empfänglich.“ Der *Urfaust* beginnt. *Jékelys* Übersetzung lässt Goethes Genie durchleuchten. Das Publikum versteht kein Wort, doch kennt es vielleicht jede Zeile des Textes und das Spiel ist sehr ausdrucksvoll. Überraschend wirkte T.-s vornehmer, markanter, draufgängerischer Mephisto. Über die Richtigkeit der Auffassung gab es Debatten, die Darstellung aber wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Auch eine Darstellungsmöglichkeit des Mephisto! Gretchens Schönheit und Jugend erobert die Herzen. G. als Frau Marthe ist vollkommen. Das tragische Spiel fesselt. Auch ich bin dabei, als wäre es, — sagen wir, — eine bulgarische Vorstellung. Wie festgebannt. Nach der Kerkerszene stürmischer Applaus; vielleicht fünfzehnmal geht der Vorhang auseinander.

Mir ist bange: wird nach dieser reichen und tief menschlichen Tragödie das träumerische Volksmärchen *Csongor* nicht zu primitiv sein? Aber die Bühne ist bezaubernd schön. Stürmischer Beifall begrüsst die einzelnen Bühnenbilder. Den wahren Kontakt mit den Zuschauern stellen erst die drei Teufel her. Und die Hexe Mirigy! Gemeinsame Märchengestalten aller Völker, die jedermann versteht. Die Handlung erläutert das prächtige Programmheft, das jeder als Geschenk erhielt. Ausserdem wurde der Inhalt der einzelnen Szenen von einem deutschen Schauspieler vor der Rampe vorgelesen. „Nach dem Faust ist diese leuchtende Phantasie, dieses beschwingte Märchenspiel eine Erholung“, — bemerkt mein deutscher Nachbar. Er hat recht. Balga ist vorzüglich, Ilma reizend, trotzdem sie noch immer ein wenig erkältet ist, Tünde wunderschön und U. so vornehm! Jeder Auftritt wirkt suggestiv und ist lebendig genug, um auch fremdsprachige Zuhörer zu fesseln. Ich tue wieder, als sei mir die Sprache unbekannt und verstehe trotzdem alles. Allerdings ist hier die ausdrucksvolle Gebärde besonders wichtig.

Die Teufelsbuben folgen der Laune des Publikums und leisten ihr bestes. Noch grösserer Erfolg. Selbst an dem Monolog der Nacht fühlt man, dass die fremde Kunst einen hehren Traum versinnbildet. Als A. den zweiten Monolog des Fürsten spricht, beugt sich der fremde Herr neben mir zu seiner Gattin: „Der muss ein grosser Schauspieler sein!“ Nach dem letzten Bild werden die Schauspieler wohl dreissigmal vor die Rampe gerufen. Die Zuschauer stehen und toben. Das war nicht zu erwarten, das kann kein erkünstelter Erfolg sein! Alle sind auf der Bühne, Blumensträuße, riesige Kränze, Direktor Németh ist glücklich, die Schlacht ge-

wonnen. Einmal geht der Vorhang zu ungelegener Zeit auseinander und gibt Intendant Meissner gerade in dem Augenblick den neugierigen Blicken preis, als er eben Sz. in die Arme nimmt, um sie, — da sie wahrscheinlich nicht mehr erscheinen wollte, — vor die Rampe zu tragen. Lachen und stürmischer Applaus begleiten ihren erschrockenen Rückzug. Ein nicht enden wollendes Beifallsklatschen. Frau Rózsi Huszka, die gefeierte ungarische Sängerin der Oper in Frankfurt errötet vor Glück. Sie ist unser aller Liebling. Sie küsst mich in ihrer Freude auf beide Wangen. „Es geschah vor aller Öffentlichkeit und kann zuhause berichtet werden!“ — wendet sie sich an K., und klatscht begeistert weiter.

Abends bewirten uns die deutschen Schauspieler im Carlton. Morgen sollen sie unsere Gäste sein. Trinksprüche, Abendessen, Eis, Moseler- und Rheinwein! Und welche Erleichterung!

Vormittag rieselnder Regen, Nachmittag heiterer Himmel. Der zweite Abend brachte fast denselben Erfolg. Unterdessen durchstreiften wir die Stadt, jeder entdeckte etwas. Alles aber, was diese liebe Stadt bieten kann, überbietet Intendant Meissner in wahrhaft königlicher Weise. Einladungen in das Kammertheater „Kleines Haus“, in die Oper, überall hin. Ich hörte einen „Lohengrin“ und eine „Carmen“. Die Bühne der Oper ist in ihrer ganzen Grösse versenkbar. „Was ist denn dieser Meissner alles?“ — frage ich. Generalintendant der drei staatlichen Theater von Frankfurt, kurz: der General. Er weiss alles, kann alles, lacht, ermuntert, redet und lehrt, dirigiert und macht Spässe, veranstaltet sämtliche Festspiele des Reiches, lernt nebenbei ungarisch und spricht bei Tisch über Religionsphilosophie mit mir. Ein bewundernswerter Mensch! Budapest scheint ihm Herzensangelegenheit zu sein. In den Zimmern des Carlton Begrüssungsbriefe und Blumensträuße für die Damen. Seine Blumen! Einladung in die Opernloge des Bürgermeisters. Seine Aufmerksamkeit! Auch wenn er nicht mit uns ist, fühlen wir seine Anwesenheit. Ein wunderbarer Mensch!

* * *

Am letzten Nachmittag Ausflug nach Hochheim. Nach einer Stunde Eisenbahnfahrt ein Spaziergang von zwanzig Minuten zwischen den Weingärten. Vor uns der Main, zu rechter Hand die Türme von Mainz und was dort gegen Westen hin bei der eisernen Brücke schimmert, ist wohl der Rhein. Wir besuchen die Weinkeller der Stadt Frankfurt. Die Schauspieler haben ihre Aufgabe erfüllt, nun sind sie frei. In der feenhaft reinen, kleinen Trinkstube sorgen Musik und auserlesener Moseler- und Rheinwein für die Stimmung. „Nur du trinkst nicht, du Magenkranker“, — klingt es mir immer wieder mit berechtigtem Vorwurf entgegen. Später in der kleinen Dorfschenke, nach herrlichem Rohschinken und neueren Weinsorten ergötzen sich unsere Wirte an den in englischer, französischer, türkischer Sprache vorgetragenen Blödeleien P.-s und zollen dem Csárdás der Jugend Beifall. Mit Flieder überschüttet machen wir uns auf den Heim-

weg. Meissner erwartet uns im Carlton. Um Abschied zu nehmen, dem noch mehrere Abschiede folgen werden.

Freitag früh Abfahrt nach Berlin. Hamburger Express mit Speisewagen. Gerne blieben wir. Die Zeit drängt. „Auf Wiedersehen in Budapest!“

Das letzte Bild, das der Bahnsteig dem ausfahrenden Zug bietet, ist ein hoher, schlanker Herr in Schwarz und ein rotes Damengesicht. Der General und Frau R. Huszka.

Sie winken noch immer.

* * *

Berlin, Frühstück im Kaiserhof. Im Herzen des kriegsführenden Europas. Drüben der Wilhelmsplatz, die Wilhelmstrasse. Etwas schräg gegenüber die neue Reichskanzlei, der Sitz Adolf Hitlers.

Im Terrassensaal im Erdgeschoss sitzen wir bei vier-fünf Tischen. Gedämpftes Licht, überall Teppiche. Die meisten Schauspieler sind bereits aus ihren Zimmern gekommen. Direktors schlafen noch? P. ist sicher müde. Orchideen und Maiglöckchen stehen in Silbergefässen auf den Tischen. Leises Klirren von Tassen und Löffeln. Aus der Halle hört man die neuesten OKW-Berichte der Zehn-Uhr-Sendung herein.

Draussen wirbelt eine ganze Welt durcheinander, hier läuft unser wohlgehetetes Leben ruhig weiter. „Kamil“, — prahlt H., und gibt sich Feuer. Soeben erhielt er eine Vierundzwanzig-Stück-Packung vom Kellner. G. schüttelt ihr schwarzes Haar und berichtet von Schminken. „Alles fand ich“ — und sie zählt die Namen von einem Dutzend Schminken und Puder auf. „Und wie billig! Bei uns gibt es so was nicht mehr!“ R. spricht vom gestrigen Nachmittag: — „Hast du Professor F. in deutscher Leutnant-uniform gesehen?“ Es handelt sich um den Thee der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft im Hotel Adlon. „Ob wohl Dr. Brauweiler die versprochenen Opernbillets schicken wird?“ — grübelt K. Jemand schwärmt von der Vorstellung des Schillertheaters: „Ich mag Wegener nicht, wenn er die Bestie gibt, als Komiker aber ist er entzückend“. O. verzieht den Mund. „Gestern nachts habe ich Sarah Leander im Haus der Auslandspresse verpasst“, — sagt er und lacht. Offenbar stellen wir uns seine Lage lebhaft vor, denn wir lachen alle mit. K. bittet um eine Strassenkarte: „Welche U-Bahn fährt nach Westen?“

H.-s wollen nach Dänemark weiter, laufen abwechselnd auf die Gesandtschaft und ins Aussenministerium. Jemand war schon im Zoo. „Warum gingst du nicht ins Palmenhaus? Die Tiere hat man doch schon alle geschlachtet!“ Energisch klingt die Widerlegung: „Ach woher! Der Löwe erhielt gestern ein so grosses Stück Pferdefleisch, dass...“ — Plötzlich nimmt das Gespräch eine andere Wendung, denn Herr M., der allgemein beliebte Bankier der Truppe erscheint mit seiner schätzerreichen Akten-tasche. „Noch ein wenig Geld, Liebster, bitte! Mir auch, mir auch!“ redet der Sprechchor von allen Seiten „taktvoll“ auf ihn ein. Der Reihe nach

setzen wir uns zu ihm auf den Erker hinaus, wo mächtige Blumenvasen gleich herrlichen Wandlampen glühen. „Grossartig!“ sagt jemand mit dem neuesten „Völkischen“ in der Hand. — „Der 40.000-Tonner war doch der Hood!“ Respektvoll staunen wir das Riesenschiff an. Vor dem Hotel wird die Ehrenwache abgelöst. Der norwegische Ministerpräsident Quisling wohnt auch im Hause. Der Lift trägt und bringt japanische Offiziere von einem Stockwerk aufs andere.

„Was machst denn du da?“ — stellt sich, ihre Tasche schlenkernd K. vor mich hin. „Ich schnappe halt alles auf, was ich sehe“.

* * *

Nach dem Erfolg in Frankfurt sind die unsrigen ihrer Sache gewiss. So kann man sich bis Mittag einen Spaziergang erlauben. Die Gesellschaft zerstreut sich.

Wieder Unter den Linden. Wir haben anderthalb tausend Kilometer hinter uns, sahen Hunderte von Stationen, riesige, mittelgrosse und kleine, vom mittleren Rhein kamen wir über den Harz nach Berlin; auch hier gibt es der wichtigen Zielpunkte genug, aber nirgends finden wir Zerstörung. Nirgends Trümmer oder Schutt. Allerdings werden in der Nähe des Zeughauses die Dächer von sechs-acht Palais ausgebessert, einige auch auf der anderen Seite. Die Häuserfront aber ist überall unversehrt. Auch die Mauern des Opernhauses stehen. Die Staatsbibliothek hat bereits ein neues Dach, kein einziges Buch war dort verbrannt.

Beim Bankett im Rathaus sitze ich neben dem Leiter des Collegium Hungaricum. „Ist es wahr“ — frage ich, — „dass der Luftdruck alle Fenster des Institutes zerschlug?“ Der Professor starrt mich verblüfft an: „Aber wo! Im Ganzen waren zwei Fenster zerbrochen. Angenommen, dass, — freilich nicht hier, sondern sagen wir, in Hamburg, — bei einem Luftangriff 10.000 Fensterscheiben einbrächen, um sechs Uhr früh sind sie gewiss alle eingeschnitten. Eine Riesenorganisation, die unglaublich schnell die Schäden wieder herstellt...“ Das Essen ist vorzüglich, Entenbraten, Bohnenkaffee. Und jeder Gast erhält eine weisse Porzellanfigur: den stehenden Bären aus dem Wappen Berlins.

Das Haupt Nofretetes können wir leider nicht sehen. Die meisten Museen sind geschlossen, die unersetzlichen Kunstschatze in sicheren Kellern verwahrt.

* * *

Im Schillertheater geht die Vorstellung vor sich. Grosser Erfolg, wenn auch nicht so ungewungen, wie in Frankfurt. Schade, dass hier der Inhalt des *Csongor* nicht Szene für Szene bekannt gemacht wurde. Der Text wird verstanden, es müssen also verhältnismässig viele Ungarn unter den Zuschauern sein. Generalintendant Heinrich George klatschte in seiner Loge, wie... wie eine lebendig gewordene Dampfmaschine. Die Heldin

des Abends war Sz., der Held der ungarische Direktor. Empfang, dann ein „kleiner Imbiss“ im grossen Speisesaal des Theaters. Csárdás, Zigeunermusik, ungarische Weisen. Der „kleine Imbiss“ begann um 23 Uhr und endete um halb vier. Der General konnte sich an P.-s Humor nicht satt lachen und liess ihn immer wieder den Rundfunksprecher vormachen. Eine Tulpe versinnbildete das Mikrophon. Fabelhaft! Hoch! Éljen! Heinrich George wird im Herbst in Budapest *Kabale und Liebe* inszenieren, Anton Németh dagegen hier den vollständigen Csongor.

• • •

In die grossen Filmpaläste des Westens müssen die Karten genau so Tage vorher gelöst werden, wie in die Theater. Der Verkehr ist sehr rege, es gibt viele mit Holzgas getriebene Lastkraftwagen. Das Einkaufen ist, — wenn es sich nicht um lebenswichtige Bedarfsartikel handelt, die man auf Karten erhält, — sehr umständlich und erfordert weitgehende Lokalkenntnisse. Die Industrie des Reiches versorgt zunächst das Heer und arbeitet, wenn der Bedarf gedeckt ist, vor allem für die Ausfuhr. Daher sind sämtliche Luxusartikel verdammt teuer und grösstenteils nur als Andenken in den Schaufenstern zu sehen. Französische Toilettesachen gibt es dagegen recht viel und zu billigen Preisen. Die Frauen kleiden sich schon sommerlich.

Überraschend ist das Nachtleben. Um 23 Uhr wird gesperrt, doch nicht überall. Die Königin-Bar ist überfüllt und blendend beleuchtet. Die Strasse draussen pechschwarz. Strassenbahn, U-, S-Bahnen und Autobusse. Auf den Terrassen der riesigen Konditorei-Kaffeehäuser geht die Bedienung bei stark gedämpfter Beleuchtung bis zur Sperrstunde. Was bestellt wird? Vor allem Bier, Wein und Eis.

Ein Nachmittag im olympischen Stadion. Zu jeder Stunde Fremdenführung. Der Fremdenführer mit der Posaunenstimme erzählt die saftigsten Witze in ganz Berlin.

• • •

Heimwärts! Unvergleichlicher Presseerfolg. Vom Kaiserhof mit Wagen auf den Anhalter. Unerwartet tragen die MER-Männer das Gepäck der Sz. vom Lastwagen wieder ins Hotel zurück. Was heisst das? Sollte wirklich... Unsere Primadonna strahlt vor Glück: sie war fort, man hatte sie gesucht, eben jetzt haben sie die Telegramme und Telephonrufe erreicht. Man umarmt und küsst sie. Die Hoffnung einer europäischen Filmkarriere zittert in den Nerven. Jemand steckt mir zwei Flaschen Rheinwein in die Manteltaschen. Auf dem Bahnhof ein Riesenverkehr. H.-s haben die Einreisebewilligung nach Dänemark erhalten. Noch einige Minuten. Auf dem Bahnsteig Herren von der Gesandtschaft. K. H. erwähnt, dass er Ady ins Deutsche übersetze.

Erlauschte Gespräche: „Jawohl, die Stellungnahme der französischen Geistigkeit ist überraschend. Romain Rolland z. B. gehört zu den begeistertsten Anhängern der deutsch-französischen Zusammenarbeit... Er lebt in Paris, ist Mitglied des Kreises La Gerbe...“ — „Sagt daheim, man möge sich meinetwegen nicht sorgen, wenn ich einige Tage später komme. Ich besitze noch 90 Mark und die Deutschen geben mir doch alles“, — ruft die zurückbleibende Primadonna durch das Abteifenster. Die Regenbogenfarben der Freude überstrahlen den ungarischen Schauspielerzug.

Nachtmahl im Speisewagen. Von Dresden an der Elbe durch die sächsische Schweiz bis Bodenbach.

Ich liege schon im Bett, lösche das Licht. Es scheint, als hörte ich noch immer Gläsergeklirr aus dem Abteil nebenan. Die Räder rattern. Stimmen: „Du, hast du im Tiergarten den sonderbaren grossen Fisch mit dem schwarzen Mondgesicht gesehen? — Ja, ja und die giftigen Schlangen!“ Wieder Gläsergeklirr. Am nächsten Tag erzählte man, das Gelage habe bis zur Morgendämmerung gedauert.

... In Budapest drängen sich die Kollegen unter unsere Fenster.

OSZK

Nemzeti Széchényi Könyvtár